

Leseprobe aus:

**Alfred Bodenheimer**  
**Der Messias kommt nicht**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Nagel & Kimche im Carl Hanser Verlag München 2016

NAGEL & KIMCHE

N&K



Alfred Bodenheimer  
Der Messias kommt nicht

Rabbi Kleins dritter Fall

Nagel & Kimche

Der Verlag dankt  
der Michael Kohn-Stiftung  
für die freundliche Unterstützung

1 2 3 4 5 19 18 17 16 15

© Alfred Bodenheimer

© 2016 Nagel & Kimche  
im Carl Hanser Verlag München  
Herstellung: Rainald Schwarz  
Satz: Gaby Michel, Hamburg  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-312-00686-1  
Printed in Germany



**MIX**  
Papier aus verantwortungs-  
vollen Quellen  
**FSC® C006701**

*Alles war hier kleiner, bescheidener, angejahrter als auf der Zürcher Hauptwache. Der Kommissar schien fast zu groß für dieses Büro, gulliverartig schauten seine Füße unter der Vorderseite des Schreibtischs hervor. Seine Miene war ratlos, er kratzte sich das stoppelige schwarze Haar.*

*«Eine Situation, wie wir sie jetzt haben, hat man in der Polizeischule einem Kandidaten dann präsentiert, wenn man wollte, dass er durch die Prüfung fällt», meinte er.*

*Gabriel Klein, der ihm gegenüber saß, schaute verloren auf den Gauguin-Druck hinter dem Kommissar. Statt dem Raum etwas von seinen leuchtenden Farben zu geben, schien selbst das Bild sich der Kargheit und Freudlosigkeit dieses Raums anzupassen.*

*«Halten Sie den Fall für unlösbar?», fragte Klein zaghaft. Er wusste, dass ihm diese Frage nicht zustand.*



Ursprünglich war es eine gute Idee gewesen. Damals, vor Jahren, als Röbi Fuchs noch Präsident der Cultusgemeinde war. Alle zwei Monate einmal, so hatte Röbi entschieden, solle der Rabbiner in die Sitzung des Gemeindevorstands eingeladen werden. «Chropfleerete» hatte es Röbi in seiner zupackenden Art genannt, doch vor allem war es ein Gedankenaustausch, eine Gelegenheit, Anliegen vorzutragen, ohne eigens eine Sitzung dazu einzuberufen. Gabriel Klein hatte das geschätzt, es hatte sein Verhältnis zum Vorstand entkrampft und die Zusammenarbeit erleichtert.

Doch inzwischen, unter neuen Präsidenten, mit anderen Vorstandsmitgliedern, waren diese Treffen zur Pflichtveranstaltung geworden. Es waren nicht mehr Patriarchen, die aus Pflichtgefühl einige Jahre diese gemeinnützige Aufgabe übernahmen. Heute saßen oft Leute im Vorstand, die ihr Profilierungsbedürfnis befriedigten und ihre Tätigkeit fein abgemessen in ihren Alltag zwischen Beruf und Familie einpassten. Sie ließen den Rabbi spüren, dass sie sich für dieselbe Institution, die ihn recht anständig bezahlte, ohne Entgelt engagierten.

Klein hatte seit längerem das Gefühl, die Chropfleerete werde nur noch beibehalten, weil die Vorstandsmitglieder fürchteten, ihn zu kränken, wenn er nicht mehr eingeladen würde. Zugleich machten sie den Eindruck, jede Minute abzuwiegen, die dies von ihrer wertvollen ehrenamtlichen Zeit wegfraß. Er selbst dachte gar nicht daran vorzuschla-

gen, die Chropfleerete abzuschaffen. Das würde der Vorstand höchstens als Botschaft missverstehen, dass er auf den Austausch nicht mehr viel Wert lege. Sie wären erleichtert gewesen und hätten es ihm zugleich übelgenommen.

So verlief der Anlass in letzter Zeit nach einem eingespielten Muster: Irgendein Vorstandsmitglied phantasierte über neue religiöse Praktiken, die es sich für die Gemeinde wünschte, und es war dann an Klein zu erklären, wie man diese Praxis einführen, meist aber weshalb man diese neue Praxis hier nicht einführen könne. Das war an diesem Februarabend nicht anders. Magda Isaakson erzählte sicher schon zum vierten Mal von ihrer Reise in die USA vor einigen Jahren und von dem ergreifenden Gottesdienst in Philadelphia. Nichts von dem steifen Habitus und der Geschlechtertrennung, dem bemüht japsenden Chor und dem einsam vor sich hin trällernden Kantor der Synagoge an der Zürcher Löwenstraße. Die Leute hätten dort im Kreis gesessen, gesungen, zuweilen getanzt, der Gottesdienst habe zweimal so lange gedauert wie in Zürich und sei ihr halb so lange vorgekommen. Und jetzt, fügte Magda Isaakson hinzu, sei sie in Jerusalem in einem ganz ähnlichen Gottesdienst gewesen, aber diesmal von orthodoxen Juden. Zwar seien Männer und Frauen dort durch einen Vorhang getrennt gewesen, aber: «Diese Stimmung! Diese Stimmung! Die sind uns um Jahrzehnte voraus. Wir sollten über neue Formen des Gottesdienstes nachdenken.»

Routiniert, geduldig und mit Blick auf die Uhr setzte ihr Klein ebenfalls zum vierten Mal auseinander, dass die meisten Mitglieder in der Gemeinde nicht in die Synagoge gingen, um New-Age-Erfahrungen zu sammeln. «Die sind frü-

her mit ihren Eltern und Großeltern gekommen, und wenn sie heute kommen, dann wollen sie, dass es noch so ist wie damals. Die Synagoge ist für viele ein Ort, in dem sie wieder Kinder sein können, der einzige Ort, der ihnen die verlorene Welt der Kindheit wiedergeben kann. Und wenn sie das ganze Gebet hindurch mit dem Nachbarn quatschen, dann tun sie das, weil schon ihr Vater mit dem Nachbarn gequatscht hat. Wahrscheinlich reden manche die ganze Woche innerhalb einer Stunde nicht so viel wie am Schabbat im Gottesdienst. Aber immerhin, sie kommen dafür in die Synagoge. Wenn Sie durch die Bankreihen zu tanzen beginnen, finden die das vielleicht einmal lustig, danach sehen wir sie nie wieder.»

Und wie jedes Mal sah Magda Isaakson ihn indigniert an, ohne an seiner Autorität zu zweifeln. Auch das war ein Ritual. Ebenso die Frage des Gemeindepräsidenten in die Runde seiner Vorstandskollegen, ob noch jemand etwas zu sagen hätte, die wie üblich mit Schweigen quittiert wurde. Abschließend wurde wie immer Klein aufgefordert zu sagen, was er auf dem Herzen habe. Erwartet wurde daraufhin höchstens irgendeine belanglose Bemerkung von seiner Seite. Danach würde die Sitzung ohne ihn weitergehen.

Doch heute hielt Klein sich nicht an das Drehbuch. «Ich habe da eine Frage in eigener Sache», erklärte er, und schon diese ungewohnte Formulierung zog alle Blicke, die vorher gelangweilt oder abwesend auf dem Tisch, in den Akten oder auf irgendwelchen Displays von Handys geruht hatten, auf ihn.

«Ich hätte gerne ein freies Semester», fuhr Klein fort.  
«Ein Sabbatical.»

«Ja, das hätte ich auch gern mal.»

Es wunderte Klein nicht, dass diese dümmlische Reaktion vom jungen Tobias Salomon kam, der im Vorstand für synagogale Angelegenheiten zuständig war und sich deshalb zuweilen einbildete, so etwas wie Kleins persönlicher Chef zu sein.

Die anderen Vorstandsmitglieder schauten betreten. Offenbar schämten sie sich für Salomon. Doch auch Kleins Anfrage verursachte ihnen wohl Unbehagen. Er musste ihnen nicht erklären, dass er seit über zwanzig Jahren für die Gemeinde arbeitete und immer sein Bestes gegeben hatte. Und Rabbiner, das war kein einfacher Job, da brauchte man vielleicht mal eine Auszeit. Dennoch hatte niemand mit so etwas gerechnet, und es schien auch niemand zu wissen, wie man damit umgehen sollte. Der Präsident, ein schwacher, manipulierbarer, aber gutwilliger Mann von etwas über sechzig Jahren, fragte, wofür er das Sabbatical brauche. «Sie werden ja nicht einfach an den Strand liegen wollen.»

Klein nahm diese Rückfrage als gutes Zeichen. «Ich habe ein Angebot von Professor Henri Blatt von der Universität Basel erhalten. Ein kleines Forschungsprojekt, das ich gern übernehmen würde.»

Jeder hier wusste, wer Henri Blatt war. Dennoch hatte er dessen Titel und die Universität erwähnt, um der Sache noch etwas mehr Gewicht zu geben. Zu seiner Überraschung fragte der Präsident nach, was das für ein Projekt sei.

«Es ist die Übersetzung und Kommentierung einer Schrift von Sebastian Münster», sagte Klein. «Ein berühmter Gelehrter und Hebraist im Basel des sechzehnten Jahrhunderts.»

Zwei oder drei Vorstandsmitglieder nickten, offenbar um zu zeigen, dass sie diesen Namen schon einmal gehört hatten.

Schon ertönte wieder Tobias Salomons Stimme. «Haben Sie sich auch überlegt, durch wen und mit welchem Geld die Gemeinde im Falle Ihrer Abwesenheit während eines halben Jahres ihren geistlichen Grundbedarf deckt? Ich nehme ja nicht an, dass Sie während eines solchen Sabbaticals auf Ihr Salär würden verzichten wollen.»

Salomon konnte wohl einfach nicht anders, er musste anmaßend und herablassend mit ihm sprechen. Doch Klein hatte diese Frage so ähnlich erwartet.

«Das Projekt wird von einer Stiftung finanziell unterstützt. Das Stipendium deckt nicht mein komplettes Gehalt, doch ich würde selbstverständlich diesen Betrag der Gemeinde zur Verfügung stellen, um eine teilzeitliche Stellvertretung zu engagieren. Es wären nur fünf Monate.»

Einen Augenblick lang war er versucht zu sagen: «Und im schlimmsten Fall bin ich ja nicht aus der Welt», doch er dankte dem Instinkt, der ihn davon zurückhielt. Lieber gar kein Sabbatical als eins, bei dem man ihn täglich mit irgendeinem Anliegen behelligen würde, weil er «nicht aus der Welt» war.

Bereits meldete sich Tobias Salomon nochmals zu Wort: «Ich hoffe aber doch», sagte er mit ironischem Unterton, «dass Ihr Ersatz nicht wieder jemand ist, dem es dann die Stimme verschlägt, wenn er seine Predigt halten sollte.»

Es herrschte ein Moment gespannter Ruhe. Alle am Tisch wussten, dass die Bemerkung auf den ehemaligen Rabbinatspraktikanten David Bohnenblust anspielte, einen

hochbegabten jungen Mann mit Tourette-Syndrom. Vor einiger Zeit hatte Klein ihn gegen Salomons Willen an einer Barmizwa sprechen lassen, doch Bohnenblust war am Ende vor Aufregung nicht imstande gewesen, die Rede zu halten. Gleich danach war er nach Israel ausgewandert.

«Wie darf ich deinen Beitrag verstehen?», fragte Magda Isaakson mit eisiger Stimme.

Tobias Salomon lief rot an. Zu spät realisierte er, dass Magda Isaakson die Cousine von Davids Mutter Cynthia Bohnenblust war.

Ein geschenkter Punktsieg, dachte Klein zufrieden. Doch er ließ sich nichts anmerken. Stattdessen fügte er nüchtern hinzu, dass er eine qualifizierte Person kenne und schon mal unverbindlich kontaktiert habe, ein junger Assistenzrabbiner in Frankfurt, der bereit wäre, bei Bedarf für ihn einzuspringen, wenn die Gemeinden das untereinander regeln würden.

Klein sah in die Runde des Vorstands. Man war offenbar um ein Pokerface bemüht, und ob Tobias Salomons Fauxpas ausreichte, damit der Vorstand aus purer Verärgerung Kleins Wunsch entsprach, war keineswegs sicher.

«Und wann würde dieses Sabbatical beginnen?», fragte der Gemeindepräsident wieder, dessen Pragmatismus Klein beeindruckte.

«Es ist nicht an einen bestimmten Termin gebunden», sagte er. «Doch ich würde sagen, am besten gleich nach Pessach.»

«Nach Pessach? Mitte April?», entfuhr es nun wieder Tobias Salomon. «Das sind ja keine zwei Monate mehr! Wie stellen Sie sich denn ...»

Die gebieterisch erhobene Hand des Präsidenten brachte ihn zum Schweigen. «Wir müssen das innerhalb des Vorstands besprechen», sagte er, nachdem Salomon verstummt und, so schien es, förmlich in sich zusammengesunken war. «Ich glaube, niemand hier im Raum ist der Meinung, dass Sie nicht eine Anerkennung verdient haben, Herr Rabbiner. Aber solche Dinge müssen wohl erwogen sein, sie können leicht das Anspruchsdenken der anderen Mitarbeiter und die Kritik der Steuerzahler hervorrufen.» Er machte eine Pause, wog offenbar seine eigenen Gedanken ab, spielte einen Moment versonnen mit seinem Kugelschreiber und sah schließlich auf. «Sie hören von uns.»

Klein erhob sich, grüßte zum Abschied in die Runde und verließ den Raum.

Wenn Rivka seit jeher Kleins Gedanken lesen konnte, so verstand Klein es nach all den Ehejahren immerhin, ihre Stimmungen einigermaßen zu deuten. Als sie ihn an diesem Abend fragte, wie es gegangen sei in der Sitzung, hörte er aus ihrem Ton alles heraus – ihre Ahnung, dass er den Antrag an den Vorstand gestellt hatte, trotz ihrer Warnung, es nicht zu tun; ihre Enttäuschung darüber; ihre Befürchtung, dass ihm daraus vor allem Probleme erwachsen würden.

Klein beantwortete die Frage möglichst kurz angebunden. «Sie wollen es besprechen.»

«Und sie werden dir das Sabbatical gewähren», ergänzte Rivka. Die Gleichgültigkeit in ihrer Stimme war gespielt.

«Wir werden sehen.»

«Nein, sie werden es garantiert gewähren», sagte Rivka.

«Weil du immer so ein guter Rabbiner warst, weil du artig gefragt hast und eine Ersatzlösung angeboten hast, weil es keinen Grund gibt, es dir nicht zu gewähren.»

«Ich verstehe einfach nicht, dass du mir dieses Sabbatical nicht gönnst», maulte Klein.

Er wusste sehr genau, dass dies nicht der Grund für Rivkas Unbehagen war. Rivka hatte grundsätzliche Bedenken, dass er gegenüber dem Vorstand der Gemeinde als Bittsteller in eigener Sache auftrat. Ein Rabbiner müsse sich jederzeit für und gegen alles innerhalb seiner Gemeinde engagieren können, ohne Rücksicht darauf, dass er jemandem Dankbarkeit schulde.

«Ich habe mir das verdient», hatte Klein sich verteidigt.

«Wenn du es dir aus ihrer Sicht verdient hättest, dann hätten sie es dir längst von sich aus anbieten können.»

«Auf die Idee kommen die gar nicht.»

«Eben.»

Klein hatte es mit einer neuen Argumentationslinie versucht. Es sei seine letzte Möglichkeit, noch einmal eine richtige wissenschaftliche Arbeit in Angriff zu nehmen. Doch dafür hatte Rivka noch weniger Gehör. Sie hatte es damals, vor zwei Jahrzehnten, akzeptiert und sogar unterstützt, dass er seine frustrierende subalterne Stelle an einer kleinen Universität gekündigt und diesen Berufsweg verlassen hatte, um für die Gemeinde zu arbeiten. Auch wenn das für sie selbst gravierende Konsequenzen hatte und sie sich damit auf die anspruchsvolle Aufgabe einer Rabbinergattin einstellen musste. Aber warum er nun plötzlich unbedingt noch einmal für ein halbes Jahr an die Universität zurückmusste, nur weil dieser Professor Blatt ihm diesen

Floh ins Ohr gesetzt hatte, verstand sie nicht. Sie hatte in diesem Zusammenhang einmal das Wort Midlifecrisis ins Gespräch einfließen lassen. Das hatte ihn veranlasst, sich für eine halbe Stunde in seinem Arbeitszimmer einzuschließen. Länger schaffte er es nie, richtig beleidigt zu sein.

Ein bisschen beleidigt allerdings war er heute Abend auch. Weil er den Ton in ihrer Stimme richtig gedeutet hatte.

Zwei Tage lang hörte er gar nichts – dabei war er überzeugt, dass der Vorstand noch am selben Abend über sein Sabbatical entschieden hatte. Und selbst wenn nicht, man hätte ihn doch informieren können! Zwei Tage lang war Klein im Ausnahmezustand. Wobei die Frage, ob er ein Sabbatical erhielt, bald weniger wichtig wurde als die Tatsache, dass man ihm zumutete, zwei Tage lang einfach gar nichts zu erfahren, wo ihm sonst jeder Entscheid des Vorstands, der ihn auch nur geringfügig betraf, noch am nächsten Morgen mitgeteilt wurde.

Rivka vermied konsequent, fast störrisch, jedes Gespräch darüber, und wenn er Andeutungen machte, dass er immer noch nichts gehört habe, wick sie gelassen aus. Ob er mit Rina die Schulaufgaben durchgesehen habe? Dafnas neue Schuhe bewundert? Obwohl seine Frau es ihm offenbar ersparen wollte, ihn noch deutlicher spüren zu lassen, dass sie ihm zu Recht abgeraten hatte, je als Bittsteller vor diesen Vorstand zu treten, begann er sich gerade deshalb über sie zu ärgern, weil sie, wie er fand, seine Empörung nicht ernstnahm.

Erst als der Anruf kam, ziemlich genau achtundvierzig

Stunden nach der Sitzung, als er Tobias Salomons Stimme gehört und sich den Reim auf dessen Worte gemacht hatte, begriff er, dass die lange Wartezeit einen anderen Grund gehabt hatte. Salomon erklärte Klein mit süßlicher Stimme, er habe vom Vorstand den angenehmen Auftrag erhalten, Klein darüber zu informieren, dass sein Antrag auf ein Sabbatical angenommen worden sei.

«Das freut mich sehr», sagte Klein. Er versuchte, sowohl seine Wut wie seine Erleichterung zu unterdrücken.

«Es gab natürlich schon eine kleine Diskussion darüber, aber ich habe mich als Ihr direkter Vorgesetzter sehr für Sie eingesetzt, da konnte niemand mehr nein sagen.»

Schon wieder diese Nummer mit dem direkten Vorgesetzten! Klein war Salomon keineswegs persönlich unterstellt. Und meinte Salomon wirklich, Klein würde sein Gesülze glauben? Da Klein nichts erwiderte, wurde Salomon klar, dass er seiner Glaubwürdigkeit noch etwas nachhelfen musste.

«Natürlich habe ich zuerst ein wenig herumgefrotzelt, das musste ich tun, um nicht den Eindruck zu erwecken, ich stünde immer schon automatisch hinter Ihnen. Aber Sie wissen ja, Herr Rabbiner, was Sie an mir haben.»

«Ja, das ist richtig, Herr Salomon. Ich weiß, was ich an Ihnen habe.»

Salomon dämmerte, zu welcher Doppeldeutigkeit er Klein förmlich eingeladen hatte. Rasch fügte er an, über die Details würden sie in den kommenden Wochen sprechen, und er freue sich sehr für Klein über dieses wohlverdiente Geschenk der Gemeinde (das Wort «Geschenk» ließ er sich nicht nehmen).

Klein dankte und legte auf. Instinktiv ballte er zugleich die Faust und reckte die Hand in die Luft. Der Vorstand musste Salomon für sein ungehöriges Betragen ziemlich hart angefasst und dann zur Strafe noch mit dem Anruf an Klein betraut haben. Zwei Tage lang hatte Salomon sich zurechtgelegt, wie er ihm diese Nachricht, die ihn selbst ziemlich desavouierte, ohne Gesichtsverlust übermitteln konnte. Die vorangegangenen achtundvierzig Stunden, in denen ein Anruf ausgeblieben war, waren der Zeitraum gewesen, in dem Tobias Salomon einerseits mit sich gekämpft hatte, wie er Klein den Entscheid mitteilen würde, und den er andererseits einbaute, um Klein zu zeigen, dass er sich Zeit ließ, bevor er ihn unterrichtete. Die zwei Tage wurden im Rückblick plötzlich kostbar wie ein Wein, der nach dem Lagerungsprozess zu vollem Bouquet gelangt. Erst jetzt spürte er, wie schwer es ihn enttäuscht, ja verletzt hätte, wenn ihm das Sabbatical verweigert worden wäre.

Er riss die Tür des Arbeitszimmers auf. «Es hat geklappt», rief er in den Salon, wo Rivka an ihrer abendlichen Zeitungslektüre am Laptop saß. Sie schaute kurz auf und lächelte. Er musste ihr nicht erklären, was er meinte.

«Du bist verrückt», meinte sie, immer noch lächelnd, als er auf sie zukam, und nahm seine Hand. «Ein Sabbatical! Der Rabbiner geht wieder unter die Forscher.»

«Ein knappes halbes Jahr», meinte er, halb zu sich selbst. «Keine Ewigkeit. Ein kleiner Luxus. <Geschenk> musste er es nennen, Salomon, dieser kleinkarierte Kerl.»

Er spürte ihren Blick und schaute sie an.

«Ich freu mich ja für dich, Lieber», sagte sie. «Aber ich fürchte, irgendwann werden sie sich das Sabbatical von dir

zurückholen. Geschenke gibt es beim Vorstand keine, nicht von Salomon und nicht von den andern.»

Klein schaute sie verunsichert an. Doch sogleich lächelte sie ihn wieder fröhlich an, zog ihn an sich und strich ihm mit dem Handrücken über die Wange. «Aber was du hast, das hast du. Jetzt kannst du jedenfalls erst mal dem Blatt zusagen.»

Henri Blatt wirkte zunächst verwirrt, als Klein anrief.

«Sie haben ein Sabbatical erhalten? Ich verstehe nicht genau ...»

«Für das Projekt über Sebastian Münster», ergänzte Klein.

«Sebastian Münster», sprach Blatt langsam nach, wie jemand, der sich nicht gleich erinnert.

Klein überkam eine kleine Panik. Blatt hatte ihn doch ganz konkret angefragt. War das alles gar nicht ausgegoren gewesen? Hatte Blatt das Projekt am Ende gar nicht bekommen?

«Sebastian Münster!», wiederholte Blatt aber nach einer kurzen Pause, diesmal mit fester Stimme, die zeigen sollte, dass der Groschen gefallen war. «Das ist ja großartig! Sie entschuldigen, Herr Rabbiner, ich war für einen Moment gedanklich ganz woanders.»

Klein war erleichtert, obwohl er sich nicht sicher war, ob Henri Blatts Reaktion eine Attitüde war, mit der er professorale Zerstreutheit zur Schau stellen wollte. Oder aber Blatt hatte das Projekt zwar auf sicher, es war aber von seinem Radar verschwunden, weil er es nicht für wichtig hielt – zumindest für nicht so wichtig, wie er Klein vor drei oder vier Monaten glauben gemacht hatte.

Denn damals hatte er Klein, mit dem er persönlich kaum bekannt war, an einem Hochzeitsempfang in der Gemeinde beiseite genommen und ihn ehrerbietig gefragt, ob es richtig sei, dass Klein neben seinem Rabbinatsdiplom auch ein Doktorat über die jüdische Geschichte der frühen Neuzeit erworben habe. Ob es denkbar sei, dass er sich, zumindest für einige Monate, wieder der Wissenschaft zuwenden würde. Blatt hatte von der Stiftung zur Pflege des Basler Humanismus («ein Haufen alter Säcke aus dem Daig, Sie wissen schon, aber eben gutes patrizisches Geld») ein Stipendium zugesprochen bekommen für eine Übersetzung und kritische Edition des fingierten Streitgesprächs zwischen einem Christen und einem Juden, das der Hebraist Sebastian Münster veröffentlicht hatte. Zweimal veröffentlicht, um genau zu sein, auf Hebräisch im Jahr 1529 und zehn Jahre später auf Latein. Wieso die Stiftung gerade auf dieses Projekt verfallen war, wusste Blatt nicht, vielleicht, so kicherte er, erhofften sie sich ja noch späte Missionierungserfolge. Aber spannend sei es allemal. Und da doch Klein beide Sprachen beherrsche und Experte für diese Epoche sei, habe er, Blatt, gedacht ...

Klein hatte abgewinkt. Erstens war editorische Arbeit nichts für ihn – an einer Editionsarbeit war er einst so zweifelt, dass er die Wissenschaft hatte fahren lassen. Dann war er wohl auch im Latein nicht mehr sattelfest genug für eine solche Aufgabe. Und schließlich: Wie sollte der Rabbiner der größten jüdischen Gemeinde der Schweiz plötzlich mehrere freie Monate bekommen, in denen er sich gänzlich einem solchen Projekt widmen konnte?

Blatt hatte die Einwände damals zur Kenntnis genom-

men. Doch einige Tage später hatte er Klein nochmals angerufen und ihm die Idee mit dem Sabbatical unterbreitet. Er hatte den Plan bis in die Feinheiten ausgearbeitet, bis hin zur Idee, dass Klein mit dem Stipendienbetrag der Gemeinde die Anstellung einer zeitweiligen Stellvertretung würde finanzieren können. Und natürlich stünde ihm während des ganzen Projekts ein Arbeitsplatz im Historischen Seminar der Basler Universität zur Verfügung.

Erst dieser Anruf von Blatt hatte Klein wirklich das Gefühl gegeben, dass er ihn unbedingt haben wollte, und Blatts Vorschlag, ein Sabbatical zu beantragen, hatte sich in seinem Kopf festgesetzt und darin gearbeitet, einige Tage und vor allem mehrere Nächte lang, bis er ihn schließlich Rivka vortrug und nach einiger Zeit dann, trotz ihrer Einwände, eben auch dem Vorstand.

«Das ist ja großartig!», hatte Blatt nun am Telefon gerufen. Und dennoch wurde Klein das Gefühl nicht los, dass er nun plötzlich nicht mehr so sehr willkommen, sondern eher ein Klotz am Bein war. Doch es gab kein Zurück, weder für Blatt noch für ihn.

«Im April kann ich anfangen», fügte er an. «Nach Pesach.»

«Jaja, natürlich – wunderbar.» Blatt war offenkundig schon wieder mit ganz anderen Dingen beschäftigt.

«Ich hoffe, der Arbeitsplatz, den Sie mir zugesagt haben, ist bis dann bereit.»

Einen Moment lang herrschte Stille in der Leitung. Blatt schien entweder vollkommen abgedriftet zu sein, oder er war ratlos.